Nr. 13.

Siegen 1846.
Vierter Jahrgang.
Erscheint wöchentlich Ein Mal.

Deutsches Bürgerblatt.

Preis
Ein Thaler jährlich bei der Expedition.
Bei allen Postanstalten und im Buchhandel 1 Rthlr. 15 Sgr.

Dienstag — Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich. — 30. Juni.

Inhalt.

Vaterländische Zustände: Verein zur Unterstützung der in die südlichen Provinzen Brasiliens einwandernden Deutschen (Fortsetzung).
Zur Unterhaltung und Literatur: Vom alten Fritz. In Liedern und Reimen von Fr. Steinmann. 6. Im Kloster zu Kamenz. — Fräulein von Saint-Saureur (Fortsetzung). — Die Stiergefechte in Spanien (Schluß). — Die Räuber um Lima. — Buntes.
Das hämmerbare Gußeisen.
Bekanntmachungen und Anzeigen. Geld-Kours.

Vaterländische Zustände.

Verein
zur Unterstützung der in die südlichen Provinzen Brasiliens einwandernden Deutschen.

(Fortsetzung.)

Der wichtigste Vortheil aber, den bis jetzt noch kein Land den Emigranten bietet, wird für diese die kostenfreie Ueberfahrt sein. Diese ist der wahre Nerv der Kolonisation. Dadurch allein schon wird Einwanderung in Brasilien schnell und in großem Maße ins Leben gerufen werden. Denn mit der Summe, welche die Ueberfahrt einer selbst nur wenig zahlreichen Familie kostet, kann der Kolonist, wird der Preis des Grund und Bodens mäßig gehalten, schon die Einrichtung eines ganz ansehnlichen Etablissements herstellen; wenig bemittelte Ansiedler, deren Kräfte die Passagekosten völlig erschöpfen würden, behalten ein zureichendes Betriebskapital in Händen, und die unentgeltliche Ueberfahrt gewährt dem Ansiedler zugleich den unschätzbaren Vortheil, eine hinlängliche Anzahl tüchtiger und ergebener Arbeiter mitzubringen. Durch diese Maßnahme allein kann ferner das Land mit brauchbaren Handarbeitern versehen werden. Und gerade dieser bedarf Brasilien, und ohne diese kann die Kolonisation nie emporkommen. Tausende rüstiger Arbeiter, welche in Europa trotz alles Fleißes und aller Entbehrung zu eigenthumslosen Heloten auf Lebenszeit verdammt bleiben, werden freudig dem Lande sich zuwenden, wo ihnen die hoffnungsreiche Aussicht winkt, nach einigen Jahren reger Thätigkeit und Sparsamkeit Eigenthum zu erwerben, sobald sie nicht mehr durch die für sie unerschwinglichen Reisekosten daran verhindert werden, den Weg zum Glücke zu suchen. Indem also ein hinlänglicher Zufluß von Arbeitskräften bewerkstelligt wird, so wird zugleich die Herstellung eines richtigen Maßes des Arbeitslohns erzielt. Ein sehr wichtiger Umstand. Die zahlreiche Einwanderung von Handarbeitern verhindert, daß der Lohn zu einer übertriebenen Höhe hinaufgeschraubt wird, und eben so wenig kann derselbe durch zu große Konkurrenz verkümmert werden, weil durch die Abgabe, welche von unbebautem Lande erhoben wird, reichlicher Begehr nach Arbeitern ist und fortwährend eine Anzahl von diesen in den Stand der Eigenthümer übergeht.

Treten diese Maßregeln ins Leben, dann ist Brasilien das Land, welches vor allen anderen der Einwanderung die meisten Vortheile darbietet, und im Interesse der Individuen, welche sich eine bessere Zukunft jenseits des Meeres zu begründen hoffen, sowie des deutschen Vaterlandes ist es alsdann zu wünschen, daß die deutschen Auswanderer vorzugsweise Brasilien zu ihrem Ziele machen mögen.

Und den Deutschen vor allen Nationen ist eine günstige Aufnahme in Brasilien im Voraus gewiß. Die vortheilhafteste Meinung von dem Charakter des Deutschen ist dort herrschend, und selbst in den Kammern vielfach ausgesprochen worden. Die Regierung hat ganz besonders ihr Augenmerk auf die Deutschen gerichtet, denn deren Werth als treue und nützliche Bürger ist auf der ganzen Erde anerkannt, und keine Besorgniß vor einem seemächtigen, durch Anmaßung und Habsucht gefährlichen Mutterstaate macht die Aufnahme deutscher Kolonisten bedenklich. Ein hoher Staatsbeamter, der Chef der brasilianischen Diplomatie in Europa, bezeichnet in einer von ihm verfaßten bemerkenswerthen Denkschrift, welche den besondern Zweck hat, seinem Vaterlande die Vortheile zu erläutern, die eine im Großen ausgeführte Kolonisation Deutscher in Brasilien für das Interesse des Landes und das Wohl der Ansiedler herausstellt, ausdrücklich den Nationalcharakter der Deutschen als einen wesentlichen Vorzug, der eine deutsche Niederlassung zu einem besonders werthvollen Gewinn erhebt. Indem er sagt: „Arbeitsamkeit, häuslicher Sinn, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Achtung vor dem Gesetz sind die Eigenschaften, welche die deutschen Kolonisten vor den Kolonisten anderer Nationen auszeichnen," so darf der Deutsche ohne Eigenliebe diesen Lobspruch des Fremden entgegennehmen, und die Bethätigung der in der ganzen Geschichte der Deutschen sattsam erprobten Grundzüge des Nationalcharakters wird es Brasilien nie bereuen lassen, wenn es die Aufnahme rechtschaffener, betriebsamer Menschen dieses Volkes unter seine Bürger begünstigt.

Wendet der Strom der deutschen Auswanderung seine Richtung von Nordamerika auf Brasilien, und das wird unbedingt geschehen, sobald die Regierung den Ansiedlern alle die Vortheile gewährt, welche ihr zu Gebote stehen, alsdann werden nach einem halben Menschenalter die Deutschen durch Zahl und Betriebsamkeit in eben dem Maße, wie gegenwärtig in Nordamerika, in Brasilien einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen; gleichwie die Union, so wird Brasilien ihnen einen namhaften Grad seines Aufblühens verdanken. Mit der wachsenden Zahl der Einwanderer wird die deutsche Ansiedelung immer weiter nach dem Westen des Landes vorrücken, und den fast menschenleeren, unermeßlichen Raum mit einer deutschen Bevölkerung anfüllen. Unbehindert werden hier die Kinder Deutschlands auch als Brasilianer das werthvolle Gut, welches ihnen mit Recht am Herzen liegt, ihre Volksthümlichkeit in Sprache und Leben bewahren. Hier ist deutsche Nationalität bei Weitem weniger als in Nordamerika bedroht, wo das unermeßlich überwiegende anglo-amerikanische Element unabwendbar die Alleinherrschaft erzwingen wird. Die Deutschen, an der gesetzlichen Ordnung festhaltend und sie schirmend, werden eine starke Grundsäule des Bestandes und Wachsthums des Reiches sein, und hier tief im Süden der neuen Welt wird ein deutscher Genius das Bildungswerk der Menschheit so warten, wie er im hohen Norden der alten Welt seit Jahrhunderten die Keime höherer Gesittung gepflanzt hat.

Gewiß, Brasilien trägt eine große Zukunft in seinem Schooße. An den Deutschen liegt es, an die Entwickelung des herrlichen Weltreichs für Volk und Vaterland wohlthätige Beziehungen zu knüpfen.

Wie erwähnt, so ist sicher zu erwarten, daß im Sommer dieses Jahres die der Einwanderung in Brasilien förderlichen Gesetze in Kraft treten werden, und es steht in Aussicht, daß die Regierung selbst eine Kolonisation in großem Maßstabe organisiren und leiten werde. Diese wird jedoch nicht in so kurzer Frist ins Leben treten können, als es das Interesse Brasiliens selbst in der That erheischt. Die Vorbereitung zur Aufnahme einer auch nur mäßigen Einwanderung wird eine geraume Zeit hinwegnehmen; wenigstens zwei bis drei Jahre werden darüber hingehen, bis die umfassende und viele Vorarbeiten erheischende Einführung der Landtaxe regulirt worden ist, aus welcher die Fonds zu der Kolonisation fließen sollen, und bis eine umfangreiche Vermessung der für Ansiedelungen disponibeln Staatsländereien Statt gefunden hat. Nach mehrjähriger Frist möchte es aber schwieriger sein, als jetzt, die Auswanderung aus Deutschland, welche sich immer massenhafter auf

Nordamerika wirft, theilweise auf Brasilien hinzulenken, indem mit der steigenden Zahl der deutschen Bevölkerung die Anziehungskraft Nordamerika's wächst.

Unter diesen Umständen liegt es im Interesse Deutschlands, auf einem andern kürzern Wege es zu bewirken, daß Emigranten der Vorzüge des herrlichen Landes theilhaft werden, ohne den unbestimmten Zeitpunkt abzuwarten, bis die Verhältnisse Brasiliens in erwünschter Weise sich gestaltet haben.

Weil zur Zeit für Kolonisation in Brasilien noch Nichts vorbereitet ist, so ist einleuchtend, daß die vereinzelte Einwanderung, d. h. eine nicht systematisch organisirte und mit ansehnlichen Kräften ausgeführte Einwanderung im Großen, wenig Gewähr des Gedeihens in sich begreift; es läßt sich also ein sicherer Erfolg nur von der Ausführung eines wohl angelegten und mit Umsicht ins Werk gesetzten Kolonisationsunternehmens durch einen mit hinreichenden Mitteln ausgerüsteten Verein erwarten.

Auch neben den Anstalten der brasilianischen Regierung für Kolonisation würde die gleichzeitige Wirksamkeit eines Vereines für denselben Zweck sehr ersprießlich sein, indem seine Verfahrungsweise unter Umständen die Regierung auf den richtigen Weg zurückführen kann, wenn die Ausführung ihres Plans, ohne Vermittelung durch Privatpersonen, eine verfehlte Richtung nehmen sollte.

Ein Verein, der die genannten Anforderungen zu erledigen vermag, würde vieler Menschen Glück begründen; seine Errichtung ist daher aus humanen Rücksichten sehr wünschenswerth, eben so gewiß ist aber auch, daß sich ihm in Brasilien ein sehr weites Feld zu den gewinnreichsten Operationen darbietet.

Demnach rufen die Stände auf zu einer Vereinigung deutscher Männer: um dem deutschen Volke ohne unnöthigen Verzug den Zugang zu dem herrlichen Lande zu eröffnen, und den noch vorhandenen günstigen Zeitpunkt zu benutzen, diejenigen besonderen Vortheile zu ernten, welche der brasilianische Staat einem selbständigen Kolonisationsunternehmen, besonders einem von Deutschland ausgegangenen, zum Zwecke der dort so gern gesehenen Ansiedelung Deutscher, aller Wahrscheinlichkeit nach bewilligen wird. (Forts. f.)

Zur Unterhaltung und Literatur.

Vom alten Fritz.

In Liedern und Reimen von Fr. Steinmann.

6. Im Kloster zu Kamenz.

Im Kloster zu Kamenz im Nachtquartier
War der junge König geborgen.
Da streiften Kroaten flugs durch's Revier,
Das schaffte dem Abte viel Sorgen.
Der wachte, derweil der König schlief,
Laut schnarchten die Mönch' in der Zelle.
Da pocht' es draußen und flucht und rief
Um die Wett' mit der Hunde Gebelle.

Der Abt greift hurtig zum Glockenseil,
Als läutete schon es zur Hore;
Die Mönche verließen die Zellen in Eil'
Und rannten behende zum Chore.
Und als sie versammelt im Kirchenschiff
Und harrten des Abtes, da naht er;
Zur Seite schritt jugendlich, doch fremd,
In härner Kapuze ein Pater.

Der setzte wie sie im Chorstuhl sich hin.
Derweil sie singen und beten,
Ein wilder Haufe Kroaten ist
In die Klosterkirche getreten.
Die haben sich überall umgeschaut,
Nachdem sie das Kreuz geschlagen,
Verließen drauf Kloster und Gotteshaus,
Und konnten das Wild nicht erjagen.

Das Wild, das sie suchten, war Königswild,
Verborgen in här'nem Gewande.
Des Abtes List errettete ihn
Von der Kriegschaft Schmach und Schande. —
O Abt, du kluger, pfiffiger Herr,
Du bist kein Abt von Sanct Gallen.
Mit Klostergesang und Mönchsgeplärr
Entrissest du ihn ihren Krallen.

Der König von dannen im Morgenroth zog
Und schied von dem Abt und dem Kloster,
Gedachte desselben immerdar,
Des Ave und Paternoster.
Und sticken ließ er ein Meßgewand
Gar kostbar, den Abt es erfreute.
Im Kloster zu Kamenz bewahrt man es noch,
Und zeigt es dem Wandrer noch heute.

Fräulein von Saint-Saureur.

(Fortsetzung.)

In der That erfüllte Angelika Alles, was Frau von Vautour von ihr rühmend verkündigt hatte; sie bezahlte wirklich die Schulden ihres Vaters vollständig. Je mehr man sich von Aubert entfernte, desto mehr fühlte sie sich zu ihm hingezogen, und da sie sich unter dem Geräusch der großen Welt, die sie umgab, vereinsamt fühlte, so mußten sich zwischen diesen beiden Herzen, von denen das eine die Welt zurückstieß, während das andere von der Welt zurückgestoßen wurde, nothwendig eben so innige als geheimnißvolle Beziehungen ausbilden. Das liebenswürdige Mädchen ward, so zu sagen, die Antigone des neuen Oedipus. Sie erheiterte ihn, vertrieb ihm die Zeit und verbannte die Einsamkeit, in die er zurückgedrängt war. Sie glich einer Perle, die auf dem Grunde seines Leidenskelches lag, einem Stern in finsterer Nacht. Auffallend war es übrigens, daß, während Angelika anfänglich nur einem Gefühl von Mitleid nachgegeben hatte, sie bald zu der Ueberzeugung gelangte, wie in dem Verkehr mit diesem Greise ungleich mehr Nahrung für ihren Geist und ihr Herz zu finden sei, als in der glänzenden, leichtfertigen und eigentlich doch leeren Gesellschaft, in der sie sich täglich herumtummeln mußte. Auffallend war es ganz gewiß, daß ein armer Greis zuerst dieses junge Gemüth weckte und bewegte. Am Morgen, wenn Alles im Schlosse noch schlief, oder am Abend, wenn die Lichter zu den Festen angezündet wurden, schlüpfte Angelika mit Aubert hinüber in den Park oder hinaus auf das Feld, und hier war es, wo der Greis in langen Erzählungen seiner jungen Freundin alles Großartige mittheilte, was die Republik und das Kaiserreich hervorgebracht hatten. Angelika hörte erstaunt und neugierig diesen Erzählungen zu, die in Nichts denen glichen, welche sie bis dahin vernommen hatte. Oft gab ihr Aubert Arthur's Briefe zu lesen, den einzigen Schatz, welchen er noch besaß, und das Lesen dieser Briefe erfüllte das Mädchen mit einer unaussprechlichen Begeisterung. Dann sprach er mit Angelika von ihrer Mutter, der vielgeliebten Marquisin, deren Bild selbst dem Greise noch lebendig vorschwebte. Seine Sprache war einfach und ungekünstelt, und doch rührte sie Angelika oft bis zu Thränen. Dann redete er mit ihr über Arthur, denn auf diesen geliebten Verblichenen kam er oft zurück, verbreitete sich über dessen wilde Kindheit, stürmische Jugend und seinen Heldentod. Angelika gefiel sich in diesen Unterhaltungen und bald kam es dahin, daß sie von Arthur, wenn sie ihn erwähnte, wie von einem abgeschiedenen Freunde sprach. So plauderten sie in aller Unschuld und Vertrautheit mit einander, und wie edel Aubert's Gemüth sein mußte, legte sich daraus zu Tage, daß ihm bei diesen Herzensergießungen zu keiner Zeit eine Klage über die Undankbaren, die ihn verlassen hatten, entschlüpfte, dergestalt, daß Angelika fortwährend in der Meinung stand, er sei, indem er sich beraubte, nur der Stimme seines Gewissens und seiner Pflicht gefolgt. Vielleicht lag für den Greis in dem Bewußtsein ein Genuß, daß er sich um seiner selbst willen geliebt fühlte. Aubert hatte erfahren, daß Fräulein von Saint-Saureur für Richard bestimmt und daß sie mit ihm schon als Kind verlobt worden

sei; die Kenntniß dieses Verhältnisses führte ihn auf die Spur von den Triebfedern, die das Benehmen der Frau von Vautour geleitet hatten, und er begriff und verstand schließlich das ganze Truggewebe, in welchem er gefangen worden war. Er machte sich in seinem Herzen bittere Vorwürfe über seine Kurzsichtigkeit; allein er ließ davon seiner jungen Freundin nie etwas merken, verbarg vielmehr sorgfältig vor den Augen des unbefangenen Mädchens das betrübende Schauspiel menschlicher Undankbarkeit, und wenn sich Angelika über sein einsames Leben beklagte, dann antwortete er ihr trübsinnig: „Die Welt paßt weder für den alten Aubert, noch dieser für die Welt, und wenn nur der Herr Marquis mich ruhig in meinem Winkel leben läßt, so bin ich ganz zufrieden. Stets habe ich die Einsamkeit geliebt; der Herr Marquis hat wohl gefühlt, daß man sich in meinem Alter nicht mehr ändert ... Liebenswürdiges Kind!" schloß er dann, „Ihre Gegenwart, Ihr süßes Lächeln sind wahrhafte Feste für mich, und nie hat der alte Aubert schöner geträumt!" In der letzten Zeit wollte er noch einmal die Meierei besuchen, wo sein Vater gestorben, sein Sohn geboren worden war und wo er, als er sie verließ, sein ganzes Glück zurückgelassen hatte. Schon krank und hinfällig und gebeugt durch schweren Kummer, begab er sich allein, gestützt auf seinen Knotenstock, dahin. Der Meierhof war leer, Alles auf dem Felde mit Arbeit beschäftigt. Nachdem er in das Bauernhaus getreten war und dort Alles ganz unverändert, selbst das Muttergottesbild, vor dem seine verstorbene Gattin zehn Jahre lang Morgens und Abends gebetet, wiedergefunden hatte, ging er abermals hinaus auf den Hof und setzte sich hier auf eine Steinbank. Es war ein lauer Sommerabend und die Stille um ihn her wurde nur durch den Gesang der Schnitter in der Ferne, durch das Gebell der Hunde und das Brüllen des Viehes belebt. Die Luft war von dem herrlichen Geruch des Heues geschwängert und ihm gegenüber schnäbelten sich auf dem bemoosten Scheunendache ein Paar Turteltauben. — „Ach!" rief der bis in den Tod betrübte Greis, indem er sich diesem ergreifenden Anblicke entschwundener Freuden entzog, „meine Frau hatte wohl Recht! es war ein böser Tag, an welchem wir unsere Meierei verließen!"

Entkräftet mehr durch Kummer, als durch das Alter, starb Aubert, zwei Jahre nach der Rückkehr des Marquis, ohne jeden andern Beistand, als den des Fräulein von Saint-Saureur, das ihm die Augen zudrückte. Kurz vor seinem Verscheiden wendete er sich zu ihr, überreichte ihr Arthur's Briefe und sprach: „Nehmen Sie diese Briefe, sie sind das Einzige, was man mir ließ, das Einzige, worüber ich noch verfügen kann!" Aubert hauchte schmerzlos sein Leben aus und voller freudiger Hoffnung, nun mit seiner Gattin und seinem Sohne wieder vereinigt zu werden.

Aubert's Tod verursachte nirgends eine Leere, als in seinem Stübchen und in Angelika's Herzen. Im Schlosse sprach man drei Tage davon. — „Dieser arme Aubert," bemerkte der Marquis, „war doch im Ganzen genommen ein braver Mann!" — „Ungemein langweilig," seufzte Frau von Vautour. — „Sehr schlecht erzogen," fügte Richard hinzu. — „Ein herrlicher Mensch!" lispelte Angelika. In diesen Aeußerungen bestand die ganze Leichenrede. Einzig und allein Angelika weinte an dem Grabe des Dahingeschiedenen. Uebrigens erregte, wie hier eingeschaltet werden muß, das betrübte Ende des alten Bettlers die Entrüstung einer gewissen Partei, welche schon damals, wie man zierlich zu sagen pflegte, am politischen Horizonte aufzutauchen begann. Heuchlerisch, neidisch und minder liberal, als ihr Name zu verkündigen schien, machte diese, aus geschwätzigen, mittelmäßigen Advokaten und angesehenen aber ungebildeten Bürgern sich bildende Partei aus dem alten, im Leben gemißhandelten Aubert nach seinem Tode einen Helden. Nicht etwa deshalb, weil man sich sonderlich viel aus ihm gemacht hätte, nein, lediglich aus dem Grunde, weil man den Adel haßte. Man hob ihn bis in den Himmel und krönte ihn mit der Palme des Märtyrers, ohne eigentlich einen Begriff davon zu haben, in welch hohem Grade er diese Auszeichnung wirklich verdiente. Kurz, man beschuldigte laut die Frau von Vautour der Ueberlistung und des Betrugs, den Marquis aber der Undankbarkeit, und zufällig fanden hier die kleinlichsten Leidenschaften und ein erbärmlicher Haß in der That einmal, ohne es recht zu wissen oder zu wollen, die Wahrheit.

Inmittelst rückte der Zeitpunkt, wo Angelika mit Richard verbunden werden sollte, immer näher heran. Frau von Vautour konnte vor Ungeduld diesen Augenblick kaum erwarten, Angelika dagegen fürchtete ihn weder, noch wünschte sie ihn herbei, sie sah ihm vielmehr, allerdings ohne Entsetzen, aber auch ungemein ruhig entgegen. Zwar hatte sie die Lektüre von Arthurs Briefen, die sie nach dem Tode ihres alten Gefährten mehr denn einmal durchgelesen, zu Vergleichungen geführt, die nichts weniger als vortheilhaft für den jungen Baron waren, aber all' die Bilder, die dadurch in ihrem Herzen und in ihrem Verstande entstanden, wogten so unbestimmt und verwirrt darin umher, daß sie sich darüber nicht füglich Rechenschaft zu geben vermochte. Uebrigens war sie viel zu ehrlich und redlich, als daß sie jemals den Gedanken hätte in sich auftauchen lassen, man könne ein einmal gegebenes Wort zurücknehmen. Sie betrachtete sich als Richards Gattin vor Gott, wie sie nun einmal den Sinn und das Gewicht des Wortes „Verlobte" hatte fassen können. Hierzu kam, daß der Marquis diese Heirath wünschte und Richard verbarg seinerseits seine gänzliche Bedeutungslosigkeit unter einer gewissen Zierlichkeit und Anmuth, auch standen ihm seine Jugend und gewisse ritterliche, seinem Stande eigenthümliche Eigenschaften zur Seite, und überdem wachte seine Mutter sorgfältig über ihm und lieh ihm bei jeder Gelegenheit ihren Scharfsinn, der dem Sohne gänzlich abging. So ging Alles ganz vortrefflich und nirgends hatte es den Anschein, als könne sich dieser Glückszustand jemals trüben, da warf sich ein ganz unerwartetes Ereigniß plötzlich in den Weg und drohete das künstlich Geordnete völlig zu verwirren.

Eben beging man wieder das Namensfest des Königs, den Jahrestag der Rückkehr des Marquis auf seine Güter und gleichzeitig das Fest der Verlobung Angelika's mit Richard. Dieses dreifache Fest hatte den ganzen hohen Adel aus der Umgegend auf dem Schlosse von Saint-Saureur versammelt. Bei eintretender Dämmerung fand eine Erleuchtung des Schlosses und Gartens statt und auf einer Anhöhe wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, auf welches in den Sälen des Schlosses ein glänzender Ball für den Adel folgte, während außerhalb unter einem Dache von grünen Zweigen das Hofgesinde nach dem Dudelsack tanzte. Frau von Vautour, die sich dem Ziele aller ihrer Wünsche jetzt so nahe sah, versuchte es nicht, die wahrhafte Befriedigung, die sie hierüber empfand, zu verheimlichen, und Fräulein von Saint-Saureur durfte sich nur zeigen, um den Stolz und die Freude zu rechtfertigen, die auf Richards Gesicht strahlten. Der Marquis selbst wußte sich vor Freude nicht zu fassen, denn so oft er sich auf dem Balkon blicken ließ, schallte ihm aus dem Munde seiner frohen Unterthanen ein lautes: „Unser gnädiger Herr, der Herr Marquis, lebe hoch!" entgegen, eine Gesundheit, die sich hundertfach wiederholte und deren Quelle eben so sehr in den Herzen dieser braven Leute, als in den gefüllten Kellern des Schlosses zu suchen war. Aubert war vor einigen Monaten gestorben und kein Mensch dachte mehr an ihn, ausgenommen Angelika, welche den Greis aufrichtig geliebt hatte und sein Andenken in Ehren hielt. An dem Abende, von welchem wir so eben sprachen, war Fräulein von Saint-Saureur zerstreut, träumerisch, verstimmt, ohne angeben zu können, weshalb, denn sie liebte ihren Verlobten, mindestens glaubte sie dies. Sie war liebenswürdig und schön, geliebt und jung, edel und reich; Alles um sie her war lachend und frisch, das Leben schien keine andere Aufgabe zu haben, als ihr zu schmeicheln, sie zu bezaubern. Weshalb fühlte sich aber gleichwohl dieser junge Busen so beengt, weshalb waren diese schönen Augen von Trübsinn umschleiert? Weshalb zitterte dieses zarte Wesen unter der Vorahnung seines Geschicks, gleich einer Blume, die der Sturmwind erfaßt?

An dem nämlichen Abende war ein junger Mann, an den kein Mensch dachte, auf dem rechten Ufer des Clain erschienen. In Poitiers angelangt, gönnte er sich nur so viel Zeit, als nöthig war, um ihm ein Pferd satteln zu können, und sprengte dann im Galopp, den Fluß aufwärts, davon. Die Nacht war finster und weder Mond noch Sterne erleuchteten sie. Als er bei einer Wendung des Fußsteiges die prächtig erleuchtete Vorderwand des Schlosses Saint-Saureur erblickte, hielt er heftig sein

Pferd an, und in dem nämlichen Augenblicke entwickelte sich eine Feuergarbe und bedeckte die Fluren mit einem Goldregen. Gleich einem Wanderer, der nicht sicher ist, ob er den rechten Weg eingeschlagen habe, warf der Reiter unruhige Blicke umher; allein bald überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt habe, und verfolgte nun seinen Weg. An dem Thore des Parks angekommen, stieg er ab, band sein Pferd an das Gitter und trat gerade in dem Augenblicke ein, wo das Landvolk rief: „Unser gnädiger Herr, der Herr Marquis, lebe hoch!" Alle Fenster des Schlosses waren mit Kränzen und Laubgewinden geschmückt, in der Mitte erblickte man die Büste Ludwigs XVIII., die von zwei allegorischen Göttinnen mit dem Oelzweige gekrönt wurde, und unter dem Balkon spielte das Musikchor eines in Poitiers stehenden Regimentes das Nationallied. Ungewiß, ob er wache oder träume, Alles beobachtend, ohne irgend Etwas zu begreifen, begierig, zu erfahren, was das, was er sehe, zu bedeuten habe, und doch zu furchtsam, um zu fragen, verlor sich der Fremde unter die Festgenossen, ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden. Nachdem er lange, gleich einem Schatten, umhergeirrt war, gelangte er an eine der Tafeln, die in den Alleen gedeckt waren. Hier vernahm er einige Worte, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er ließ sich am Ende dieses Tisches auf eine Bank nieder, unfern von der zwei alte Landleute, die sich den Schloßwein gut schmecken ließen, plump über die Rückkehr der Saint-Saureurs und Aubert's Tod scherzten. Der Fremde legte sich mit den Ellenbogen auf den Tisch, verbarg das Gesicht mit beiden Händen und verharrte lange in dieser Stellung.

Als er sich entfernte, war der Park öde und leer, im Schlosse Alles ruhig, die letzten Lampen wollten eben verlöschen, und die Hähne verkündigten den Anbruch des Tages. (Forts. f.)

Die Stiergefechte in Spanien.

(Schluß.)

Nach Abschleifung des siebenten Stiers steht die Quadrille wieder kampffertig. Es ist bereits Dämmerung eingetreten.

Einige. Wer kommt noch?

Andere. El Sarco. (Der Name des achten Stiers.)

Viele. Ist er gut?

Schiffer. Wir sahen ihn herführen; der muß Wunder thun.

Mehrere. Der Tormento war der beste. — Aber die Picaros lassen immer den besten zuerst heraus.

Schiffer. Der Stier ist gut, Ihr werdet's sehen! Es wird aber dunkel.

Einige Bürger und Weiber. Mala hora! (Böse Stunde!)

Drei Trompetenstöße. El Sarco, ein prachtvoller Andalusier, schwarz und weiß gefleckt, springt herein, sieht sich um und geht ganz feierlich in die Mitte.

Geschrei. O! o! Vaya la cabra! (Fort, Ziege!) O vaya! Chi! Chi! Si! (Es wird heillos gepfiffen.)

Aergeres Geschrei. O! o! la cabra! O la vaca! la vaca de la boda! (Die Hochzeitskuh!) Silencio! Silenci—o!

Die Picadores wechseln die Plätze. Der Stier trabt ihnen entgegen und kehrt um.

Geschrei. Maldita sea la vaca! O! o! la cabra! — El Sarco steht in der Mitte. Sevilla reitet auf ihn los.

Viele. Bravo, Sevilla!

Andere. Mas adelante! (Mehr vor!*) Mas adelante, carajo!

Neue. Que es eso, Sevilla? (Was ist das?)

Viele. Er ist nicht der Alte mehr!

Rasender Chor. Mas adelante!

Der räthselhafte El Sarco steht ruhig da, schüttelt mit dem Kopfe und will nicht in's Eisen.

Chor. Adelante, Sevilla!

Sevilla glaubt sein Möglichstes gethan zu haben nach dem Kampfgesetz, und reitet, die Lanze anziehend, zurück. Jetzt wird der vorhin zu den Sternen Erhobene auf das Gemeinste gelästert. Man sieht es ihm aber an, daß er sich Nichts daraus macht. Es wird gepfiffen, gerätscht, und ein Fächer, zwei Klafter hoch und ein Klafter breit, wird geöffnet; er ist mit allerhand Fratzenbildern bemalt.

Infernalisches Geschrei. Que es eso, Sevilla? Vaya! Vaya fantastico! (Der Phantast!) O el fantastico! O el embustéro! (Der Betrüger!) O el maulon! (Der falsche Kerl!) Adelante punnatero! O! O! — Trom — trom, trom! rätsch! rätsch! O! O! Chi! Chi! Adelante demonio! Adelante maulon! Asi no se gana el dinéro. (So verdient man kein Geld.) Adelante fantastico! O! O! O el pejepalo! (Stockfisch!) Vaya! Vaya! Asi no se gana el dinéro, punnatero de Sevilla! So geht es eine Minute lang. Sevilla's andalusischer Stolz erwacht furchtbar. Er schüttelt den Kopf — schwingt rasend die Länze — wirft Blicke des Zorns selbst zu den Damen empor, die ihn bedauern, und reitet von Neuem, stark das Roß spornend, auf den ruhigen el Sarco ein.

Viele. Bien, Sevilla! Mas adelante! hombre! Bien hombre!

Er reitet weiter vor. Der Stier weicht, schüttelt und scharrt. — Sevilla treibt ihn von der Mitte des Platzes weg und hält ihm die Lanzenspitze unter die Nase*).

Ungeheurer Jubel. Bien, Sevilla! Viva! Eh viva! Bien! bien! Viva! Bien hombre! Viva! viva!

Die Damen schreien auf.

Die Labradores. Mire! mire! carajo!

El Sarco unterspringt plötzlich das Pferd, hebt es sammt dem Reiter in die Luft und schmettert es nieder, daß es sterbend auf Sevilla fällt. Letzterer hat abermals mit der größten Kunst die Brust gerettet. Die Capistas wollen den Stier ablenken, er bleibt aber ruhig und wandelt sehr gemächlich an die Planken, wo er die Versammlung betrachtet.

Jetzt entsteht ein Doppelchor. Einige rufen: Viva Sevilla! Andere lästern den phlegmatischen el Sarco, und ironisches Gesindel schreit ihm, dem Stier, zu: „Asi non se gana el dinéro, Sennor Don Sarco!" als ob er etwas Anderes dabei gewiß hätte, als den Tod.

Einige hundert Labradores. Fuego! Fuego!**)

Die ganze Zunft, unter Stampfen, Trommeln, Rätschen und Pfeifen: Fuego! Fuego! Fuego! paur la cabra! — Fue–go! Einige Andalusier, denen wahrscheinlich die neuen Gesetze unbekannt sind, und die stark aguardiente (Branntwein) getrunken haben: Los perros! Los perros!***)

Die Labradores. No hay perros. (Es sind keine Hunde da.)

Einer der Betrunkensten. Los perros, carajo—!

Andere. Silencio, hombre!

Derselbe. Los perros, Sennor Don Corregidor!

Viele. Silencio, borracho! (Vollsäufer!)

Derselbe (mit Posaunenstimme). Aha! Es un afrancesado el Sennor Corregidor! Los perros!

Die Labradores. Fuera! fuera!

Derselbe. Tragala perro!†)

Er wird mit großer Gewandtheit von einer Bank zur andern und dann eine Treppe hinabgeworfen, immer Tragala perro! brüllend.

Der Stier stand immer ruhig; — jetzt aber setzen ihm die Banderilleros Raketen und wahre Kanonenschläge an den Hals. Unter Donnergekrach steht er bald in Rauch-, Dampf- und Staubwolken, geht von der größten Ruhe zur gräßlichsten Raserei über und springt an Rodriguez so hoch empor, daß er ihm mit dem Horn die Seite verletzt. Der Picador stürzt.

Geschrei. Ah! Ah! Ah! Mire! Heaqui! — Ah! Ah! Ah!

Das ledige Pferd springt herum, el Sarco stößt ihm die Eingeweide aus dem Leibe, daß sie auf dem Boden wie rothe Bänder nachflattern.

---

*) Je weiter der Picador dem Stier in dem Circus folgt, desto gefährlicher ist es für ihn.

*) Ein großes Wagestück.

**) Feuer! Damit verlangen sie, daß dem Stier Raketen gesetzt werden sollen, ihn zu animiren.

***) Die Hunde, die früher den Stier zerfleischten, wenn er nicht an's Eisen gehen wollte; jetzt sind sie abgeschafft.

†) Friß, Hund! — Das bekannte Lied aus dem letzten Kriege der Unabhängigkeit.

Ah! Ah! Ah! Bueno el Toro! Ah! Ah!

Es wird immer dunkler und die Gefahr für die Quadrille größer. Rauch und Staub umwölken fortwährend den Platz.

Die Labradores. El Picador de la reserva. Ah! Ah! Ah!

Kaum ist Rodriguez abgetragen, liegt Sevilla wieder unter dem Roß, mühevoll von den Capistas gerettet. — Der Picador de la reserva José Fabré reitet ein.

Gebrüll. Buenas Tardes, Sennor! (Guten Abend, Herr.)

Der Stier stürzt auf ihn los und wirft Roß und Mann nieder.

Gränzenloser Jubel. Bien! bien! Bravo, Sarco! Bien! bien! —

Bereits liegen drei todte Pferde da. Fabré hat eine Brustquetschung und wird fortgeführt. Sevilla ist allein und noch hat der Stier keine Picadur empfangen. Er stürzt sich rasend auf die Leichen der Rosse; da meldet sich ein Afficionado von der Labradoreszunft unter allgemeinem Jubel. Ein baumstarker Kerl, der schon lange mit Mühe zurückgehalten wurde. Sevilla bringt unterdessen dem Stier einen Stich bei mit großer Gefahr, und bald erscheint der Afficionado mit Fabré's Jacke und Hut zu Pferde, greift den Sarco an und wird sammt dem Roß niedergeworfen. Mit abgekühlter Passion wird er fortgetragen; da stürzt auch Sevilla's Pferd zusammen, und jetzt kennt der Beifall keine Schranken mehr. Im halben Dunkel greift der Matador Montes den noch unerschöpften Sarco an, der fünf Pferde umgebracht und zwei Picadores unthätig gemacht hat, und erst nach fünf Minuten gelingt es ihm, ihn kunstgerecht zu treffen, worauf sich unter donnerndem Viva! die Funktion beschließt. Der Vorhang fällt.

Es ist schon viel für und wider die Stiergefechte geschrieben worden; so viel ist wahr, daß sie, besonders beim ersten Anblick, alle Erwartung übertreffen. Ich kenne Nichts, was jeden Augenblick die Aufmerksamkeit und die Theilnahme so spannt, wie dieser Kampf, denn trotz aller Kunst ist doch stets ein Menschenleben auf dem Spiele.

In Sevilla ist die Schule der Tauromachia, und bereits ein Werk erschienen in sechs Bänden, worin der Kampf, streng systematisch geordnet, gelehrt wird. Obiger Picador Francisco ist so berühmt, daß er den Namen der Stadt erhielt, und Montes gilt für die erste Espada Spaniens. Es werden mehr Gedichte und Sonnette auf ihn gemacht, als bei uns auf die Sonntag geschmiedet wurden. Die Junta hatte diese Quadrille eigends von Madrid verschrieben. Das Hospital bezieht großen Vortheil von den Stiergefechten. Der geringste Eintrittspreis ist ein Piaster, denn man muß die Entrada (Eintritt) und den Platz bezahlen. Die besten Tertulliasplätze sind sehr theuer. Im Jahre 1832 warfen die drei ersten Funktionen einen Gewinn von 12,000 Franks ab. — Psychologisch merkwürdig ist, daß Damen, die keine Taube können bluten sehen, diese Gefechte mit der größten Attention und innerer Lust betrachten! Die Spannung, in der sie sind, verschönt ihre Gesichter, die dunkeln Augen leuchten, der volle Busen wogt, und wenn sie auch laut über Unglücksfälle klagen, sie bleiben doch nie davon weg. Die Männer toben sich aus, und man geht ganz matt und erschöpft von solch einer sechs- bis siebenstündigen Funktion nach Hause. Selbst einer mildern Regierung wäre nicht zu rathen, die Stiergefechte abzuschaffen; es liegt eine gewisse politische Barbarei darin, die Spanien noch lange nicht entbehren kann. Die Hörner der Stiere sind Blitzableiter für manche zügellose Leidenschaft. Die Labradores z. B. trinken da Blut mit den Augen und gehen gesättigt heim; auch ist es ein offener, edler Kampf; nur die armen Pferde mit den verbundenen Augen dauern mich. In dieser Hinsicht ist der Picador ein Bild eines Welteroberers, der auf Millionen reitet, welchen er sämmtlich die Augen verband. Der Stier dagegen hat viel vom spanischen Nationalcharakter. Man kann den Spanier leicht einmal betrügen — zweimal aber sehr schwer. Den Stier darf man nur einmal hetzen. Es wurden schon Versuche gemacht, einen zweimal rennen zu lassen, sie fielen aber bös für die Quadrille aus, denn der gewitzigte Toro attaquirt dann nicht mehr die Fahnen, sondern den Träger, und statt auf das Roß, springt er auf den Mann.

Die Räuber um Lima.

(Aus Tschudi's: Erinnerungen ꝛc.)

Die ganze bewohnte Küste von Peru, besonders aber die Umgegend von Lima und Truxillo, wird fortwährend durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht. Sie sind entweder entlaufene Sklaven (Simarrones) oder freie Neger, Zambos und Mulatten. Hin und wieder gesellen sich ihnen auch Indianer hinzu, die sich durch kaltblütige Grausamkeit auszeichnen. Zuweilen greift auch ein Weißer zu diesem schändlichen Gewerbe. So wurde im Jahr 1839 ein Nordamerikaner, der früher Zahlmeister an Bord eines Kriegsschiffes war, wegen Straßenraub füsilirt. Die Banditen sind immer beritten, gewöhnlich haben sie sehr schöne, ausgezeichnet gut zugerittene Renner, die ihre Herren nicht leicht in Gefahr im Stiche lassen. Wenn die Kavalleristen kaum auf Lanzenweite hinter ihnen sind, so lassen sie nur ihrem Pferde die Zügel schießen, um in einem Nu in Sicherheit zu sein. Sie schulen ihre Thiere so ein, daß dieselben, so lange der Reiter im Sattel ist, nie ruhig stehen, was ihnen bei der Vertheidigung einen großen Vortheil gewährt. Die Sklaven nehmen gewöhnlich die besten Pferde der Plantage und fallen nach Sonnenuntergang, wenn sie von ihrer Arbeit frei sind, und an Sonntagen die Reisenden an.

Die meisten Straßenräuber gehören zu einer systematisch eingerichteten, weit verzweigten Bande, die ihre berüchtigten und sehr gefürchteten Anführer hat, welche Spione, von denen sie regelmäßig Rapporte erhalten, nach den Städten schicken. Zuweilen zeigen sie sich in Schaaren von 30 bis 40 Mann in der Nähe der Hauptstadt und plündern alle Reisenden, die den Weg daher ziehen. Gewöhnlich aber machen sie ihre Streifereien in kleinern Partien. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen Karabiner und einem großen Säbel; in kleinen Quersäcken führen sie die Munition, auf der einen Seite das Pulver, auf der andern die Kugeln. Oft sind sie gegen die Angefallenen sehr höflich, und begnügen sich ihnen Geld, Uhr Ringe ꝛc. abzunehmen, gewöhnlich nehmen sie auch das Pferd mit oder ohne Sattel und mißhandeln die Beraubten mit Säbelhieben und Kolbenstößen. Finden sie Widerstand, so geben sie keine Gnade; es ist daher vorsichtiger, sich ruhig berauben zu lassen, selbst wenn die Angegriffenen eben so stark als die Angreifer sind, denn diese letztern fallen in der Regel nur dann an, wenn sie sich vollkommen auf ihre eigene Stärke verlassen oder auf einen nahen Succurs rechnen können. Wird ein Bandit in einem Scharmützel getödtet und entkommen die Angegriffenen glücklich, so ist doch ihr Leben in steter Gefahr. Auch mitten in Lima sind sie vor der Rache der Freunde des Gefallenen nicht geschützt und oft trifft sie der Dolch eines Meuchelmörders, wenn sie sich in größter Sicherheit wähnen. Vor blanken Waffen, besonders vor Lanzen, haben die Straßenräuber mehr Furcht als vor Feuergewehren und können am leichtesten damit vertrieben werden.

Fremde werden viel häufiger angegriffen, als die Eingebornen, besonders die Reichen des Landes, worin auch mit ein Grund liegen mag, warum nicht kräftigere polizeiliche Maßregeln gegen dieses Gesindel ergriffen werden. Persönlicher Haß oder Politik sind bei den Angriffen häufig im Spiel. Der englische Generalkonsul wurde vor mehreren Jahren mit zweien seiner Freunde auf einem Spazierritt angefallen und und ausgeplündert. Die Räuber ließen ihnen nicht einmal die nothdürftigen Kleidungsstücke und setzten alle drei auf eine halb lahme Rosinante, auf der sie am hellen Tage im Badeort Chorillos ihren Einzug halten mußten. Die unsichersten Straßen sind die nach Callao, nach Chorillos und die nach Cavalleros, welche nach dem Cerro de Pasco führt. Auf dieser letztern passen die Banditen den Geldtransport ab. Wenige Wochen vor meiner Abreise nahmen etwa dreißig Weglagerer, nach kurzem Scharmützel mit der schwachen Eskorte, eine Geldsendung weg von mehr als 100,000 Piastern, die nach den Minen von Pasco bestimmt war. Die Silberbarren, die von Pasco ohne militärische Bedeckung nach Lima gesandt werden, lassen sie unberührt passiren, da dieselben für sie zu schwer sind, um sie leicht in Sicherheit zu bringen. Im Angesicht der Thore der Hauptstadt treiben sie ungestört ihr schändliches Handwerk und reiten zuweilen, nachdem sie eine Anzahl von Reisenden beraubt haben, ganz ruhig in die Stadt hinein.

Auf die Eselstreiber aus der Sierra, die immer baares Geld mit sich führen, um in Lima Einkäufe zu besorgen, haben sie ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Finden sie bei ihnen nicht, was sie suchen,*) so mißhandeln oder tödten sie dieselben auf die furchtbarste Weise. Als ich zum letztenmale (im Julius 1842), aus dem Gebirge zurück kehrend, beim „Puente de Sureo," einer sehr berüchtigten, anderthalb Leguas von Lima gelegenen Brücke, vorbei ritt, scheute plötzlich mein Pferd vor einem quer über den Weg liegenden Leichnam; ich stieg ab, um ihn auf die Seite zu ziehen und fand, daß es ein Indianer war, dem die Straßenräuber den Kopf zwischen zwei Steinen zu Brei geschlagen hatten. Der Kadaver war noch ganz warm.

Schon öfters sind die Banditen mitten am Tage schaarenweise nach Lima gekommen, um die Kettengefangenen zu befreien. Die Zambos zeichnen sich besonders durch ihre Grausamkeit aus. Ein solcher fiel im Juni 1842 den Indianer an, der das Postfelleisen nach Huacho brachte, und fragte ihn, „Soll ich dich tödten oder dir die Augen ausstechen?" „Wenn eins von Beiden sein muß, so tödte mich," erwiederte dieser. Sein Gegner nahm aber den Dolch, stach dem Unglücklichen beide Augen aus und ließ ihn im Sande liegen, wo er von Reisenden gefunden und nach einem Dorfe gebracht wurde. Aehnliche Beispiele sind sehr gewöhnlich. Ich führe noch eine Anekdote an, die mir ein Indianer erzählte, bei dem ich einmal in Chancay übernachtete. Ungefähr eine halbe Legua vom Dorfe näherte sich ihm ein Neger mit gespannter Flinte und gebot ihm Halt! Mein Wirth zog eine große Reiterpistole und sagte seinem Feinde: „Danke dem Himmel, daß die nicht geladen ist, sonst wäre es um dich geschehen!" Höhnisch lächelnd ritt der Neger heran und packte den Indianer, als dieser plötzlich seine Pistole losdrückte und ihn vom Pferde herunterschoß.

Die Negerjungen üben sich schon frühe in allen möglichen Banditenstreichen, die ihnen auch meistens glücken. Sie bedienen sich dabei kurzer Karabiner mit weiter Oeffnung (Trabucos), die mit gehacktem Blei und Eisen vollgepfropft sind. Sie tragen diese fürchterliche Waffe unter dem Poncho verborgen und gehen mit der frommsten Miene von der Welt einher. Fünf Engländer und zwei Deutsche kehrten an einem Sonntag Abend von der Jagd zurück und feuerten in der Alameda nueva ihre Doppelflinten ab, um sie nicht geladen nach der Stadt zu nehmen. Kaum waren sie damit fertig, so stellten sich ihnen zwei Negerjungen entgegen und verlangten ihnen ihre Gewehre ab; der eine zog seinen Karabiner und zielte auf die überraschte Schaar, während ihr der andere die Waffen abnahm. An Widerstand war nicht zu denken, denn bei der großen Nähe hätte der einzige Schuß des Jungen alle verwundet oder getödtet.

Wenn die Straßenräuber von dem Militär oder der Polizei in die Enge getrieben werden, so entwickeln sie einen verzweifelten Muth. Sie suchen sich wo möglich in Gebüsche zu retten, in denen sie häufig eine Zufluchtsstätte finden. Dann werden diese, wenn sie nicht zu ausgedehnt sind, umstellt und niedergebrannt, so daß den Flüchtlingen nur die Wahl zwischen dem Tode in den Flammen oder dem durch die Kugeln übrig bleibt.

*) Die Indianer verstecken das Geld in der Regel sehr gut, entweder in die Bretter der Eierkistchen, mit denen sie aus dem Gebirge kommen, oder nähen es in die Sattelgurten und die Saumsättel (Apareios). Sie lassen sich lieber todt schlagen, als daß sie ihr Geld verrathen.

Buntes.

— Die „Köln. Ztg." berichtet aus den Sudeten: Was wir als zu gewärtigend in unserm Berichte über die Meßergebnisse andeuteten, hat sich bereits erfüllt. Das große Handelshaus Kramsta, sowie auch andere Leinwandfarikanten entlassen fortwährend von ihren Arbeitern, so daß die Zahl der außer Brod Gesetzten auf sehr bedenkliche Weise zunimmt. In den Weberdörfern behaupten Krämer und Bäcker, nicht mehr bei dem ausgebreiteten Borgsysteme bestehen zu können; die Weber verheimlichen ihnen nach Möglichkeit, daß sie arbeitslos sind; aber wie lange kann das dauern? Jetzt erst macht sich ein Mangel an Kartoffelvorräthen fühlbar. Möchte doch die eben neu im Aufgehen begriffene Aussaat recht reichlich ausfallen! möchte sie doch schon gereift sein! Uns graut einigermaßen vor der Zeit bis dahin. Man spricht im Volke davon, daß ein großer Fabrikant bei Entlassung seiner Arbeiter mit auffallender Härte zu Werke gehe, und meint, daß dies nicht absichtslos geschehe. Ob irgend eine Demonstration gegen die Seehandlung im Hintergrunde bei diesen so sehr bedenklichen Erscheinungen liege, oder ob Alles reines Ergebniß natürlicher Konsequenzen ist, vermögen wir nicht zu enträthseln; Beides ist möglich, Beides denkbar.

— Zu Elberfeld hat die dritte Klasse die Wahl ihrer Stadtverordneten und Stellvertreter nach dreitägigem harten Kampfe beendet. Die beiden Parteien, in welche die Wähler zerfallen, die freibürgerliche und kirchliche Partei, hatten sich vorher jede über die Personen geeinigt. Die erstere hat glänzend gesiegt: acht Stadtverordnete und sämmtliche Stellvertreter sind Männer ihrer Wahl, nur zwei Stadtverordnete sind von den Gegnern durchgesetzt. (Barm. Ztg.)

— Da von der Herzogl. Nassauischen Regierung die Führung einer Eisenbahn vom Rheine nach Wetzlar entschieden ist, so leidet es kein Bedenken, daß dieses Unternehmen mit dem Baue der Bahn von Kassel nach Frankfurt in Verbindung gebracht werden wird, wenn nicht geheime Verbindlichkeiten der Großherzogl. Regierung gegen Frankfurt hindernd entgegentreten. Die offiziellen Verträge enthalten Nichts, was dergleichen auch nur ahnen ließe; aber es ist gewiß, daß die Eisenbahnverbindung zwischen Koblenz und der Lahn und weiter nach Kassel dem Verkehr über Frankfurt nicht geringen Eintrag thun wird, und daher wohl möglich, daß Stipulationen zu Gunsten dieser Stadt bestehen. (K. Z.)

— Die Beiträge für die Pestalozzistiftung, die bis jetzt dem Seminardirektor Diesterweg zugekommen sind, belaufen sich auf 7676 Thaler.

— In Berlin lebt der Erfinder der Stiftstiefeln, er ist ein Däne (Schleswig-Holsteiner), Andersen, ein schlichter Schuhmachermeister von altem Handwerksbrauch, der, obwohl er dreißig bis vierzig Gesellen hat, dennoch stets in seiner Werkstätte sitzt, näht und hämmert, wie alle Uebrigen um ihn her. Im vorigen Jahre hatte derselbe einem aus Dänemark ihm zugeschickten Militär-Schuhmacher die neue Erfindung beigebracht, ohne, wie er dies immer thut, dafür ein Entgelt zu nehmen. Vor einigen Tagen erhielt nun Meister Andersen einen Besuch von einem dortigen königl. dänischen Gesandtschafts-Attaché, der ihm als Geschenk Sr. Majestät des Königs von Dänemark eine kostbare goldene Dose übergab. „Die Dose", sagt der Diplomat, „schickt Ihnen der König von Dänemark als Anerkennung, die Prise hat unser Kriegsministerium hineingelegt." Die Prise aber bestand aus zwanzig Friedrichsd'or.

— Eine gleichmäßige Portotaxe haben bis jetzt England, Rußland (10 Kopeken = 2 Sgr.), Spanien (1 Real = 1 Sgr.), Oestreich unter 10 Meilen 6 Kr., über 10 Meilen 12 Kr.). Die Vereinigten Staaten haben 3 Sätze 2, 5 und 10 Cents. In Frankreich werden 5 sehr mäßige Sätze eingeführt. Wann (fragt das Danz. Dampfboot) werden wir Preußen dieser Wohlthat theilhaftig werden?

*Als das Trauerspiel „Agnes Bernauer" in Salzburg aufgeführt wurde, faßte das Publikum einen solchen Haß gegen den Vizedom, der die Agnes mit Ende des Spiels über die Brücke in die Donau stürzen läßt, daß der Schauspieler, der ihn vorstellte, auf keiner Gasse mehr sicher ging, und in öffentlichen Wirthshäusern allgemein angefeindet wurde. Der berühmte Schauspieler Schikaneder und damaliger Prinzipal dieser Bühne wußte dies trefflich zu benutzen. Er änderte den Ausgang des Trauerspiels, und ließ nach einigen Tagen mit großen Buchstaben auf den Anschlagszettel drucken: „Heute wird der Vizedom über die Brücke gestürzt." Die ganze Stadt lief in's Schauspielhaus, der Herabsturz geschah unter allgemeinem Jauchzen und Händeklatschen, und der Prinzipal fand sich dafür sehr wohl belohnt.

— Ehrenkranz auf das Grab eines Fürsten. Folgende Thatsache, deren Wahrheit wir verbürgen, mag einen Beweis dafür liefern, daß auf den Höhen der Geburts-Aristokratie sich zuweilen noch eine größere Theilnahme für das Loos der arbeitenden Klassen zeigt, als unter den liberalen Repräsentanten des Geldbesitzes; sie sei zugleich ein Ehrenkranz auf das Grab eines jüngst Verstorbenen. Der Erbprinz von Stolberg-Werningrode zu Werningrode verwaltete das Forst- und Berg-Departement; es wurde ihm von einem Finanzbeamten der Vorschlag gemacht, bei den Leuten, die im Walde mit Karrendiensten beschäftigt sind, eine Ersparung eintreten zu lassen, weil sie besonders gut bezahlt würden. Der Erbprinz wollte die Sache selbst untersuchen und begab sich mit dem Beamten an Ort und Stelle. Im Walde kamen ihnen zwei Kärner entgegen; der Prinz hieß sie ausspannen und spannte sich in den einen Karren, der Beamte mußte den andern übernehmen. Der Prinz, von ziemlicher Körperstärke, brachte die Ladung etwas fort, der Beamte stockte. Jetzt fragte der Prinz die Arbeiter: weßhalb denn so übermäßig von ihnen aufgeladen würde? Die Körner erklärten, daß sie sonst nicht genug für ihren Lebensunterhalt verdienten. In Folge dessen machte der Prinz ihnen nicht nur nicht, wie ihm gerathen worden, einen Abzug, sondern eine Zulage, schärfte ihnen aber zugleich ein, in Zukunft weniger schwer zu laden.

— Wann wird man aufhören, Armuth für eine Schande zu halten? Wenn man anfangen wird, Dummheit für eine Schande zu halten.

Das hämmerbare Gußeisen.

Auf der vorjährigen Berliner allgemeinen Gewerbeausstellung befanden sich mehrere Proben von dem in der neuesten Zeit sehr in Aufnahme gekommenen hämmerbaren Gußeisen. Die Sache ist von zu großer Bedeutung, als daß dieselbe nicht einer näheren Erörterung würdig sein sollte. Die Herstellung dieses Eisens ist indessen in keiner Art etwas ganz Neues, sondern bereits seit mehreren Jahren im Gange und ursprünglich eine deutsche Erfindung des Oberstl. Fischer in Schaffhausen und nur über Frankreich zu uns zurückgekehrt. Es ist eine wunderbare Einrichtung in der Natur, daß das Eisen, das am häufigsten unter allen Metallen vorkommt und den ausgedehntesten Gebrauch hat, zu diesem durch ganz eigenthümliche Eigenschaften tüchtig gemacht wird. So ist es z. B. schweißbar, wie außer ihm nur noch das Platin; alle übrigen Metalle können nur durch Schmelzen oder mittels eines Lothes in ihren Theilen gehörig verbunden werden. Das Merkwürdigste aber ist das Verhalten des Kohlenstoffes im Eisen, welcher aus demselben eigentlich drei ganz verschiedene Metalle bildet, nämlich das Roheisen, das Schmiedeeisen und den Stahl. Nichts desto weniger lassen sich diese drei Metalle, eigentlich Stufen des Kohlenstoffgehaltes, mit einander kombiniren und nach und nach in einander überführen. Dazu kommt noch, daß das Eisen seine Eigenschaften durch einen plötzlichen successiven Temperaturwechsel verändert und sich so aus einer Stufe in die andere ganz, oder bis auf eine gewisse Tiefe hin zurückführen läßt. Das Gußeisen ist am leichtesten schmelzbar, erlaubt aber durchaus keine mechanische Bearbeitung, welche im Gegentheil das vom Kohlenstoff befreite Schmiedeeisen zuläßt. Zwischen beiden steht der Stahl in der Mitte, verliert jedoch durch öfteres Hitzen unter Zutritt der äußeren Luft seine Eigenschaft und wird wieder zu Eisen. Auf der verschiedenen Eigenschaft des Eisens hinsichtlich seines Kohlenstoffgehaltes beruhen nun die verschiedenen Anwendungen dieses Metalles. Gegenstände, welche nicht allzu zähe zu sein brauchen und die mit einem Male fertig gemacht werden können, kann man aus Gußeisen darstellen, sollen sie eine künstliche Bearbeitung erfahren, so macht man sie aus Schmiedeeisen, kommt es aber auf Härte und Elastizität gleichzeitig an, so verwendet man Stahl. Nun aber gibt es eine große Menge von Gegenständen, welche in bedeutender Anzahl gebraucht, dennoch schwierig durch Schmieden anzufertigen sind und doch niedrig im Preise stehen sollen, z. B. Schnallen, Wagenringe, Schloßtheile und dgl., welche bis dahin zur Zeitersparniß, aber noch immer mühsam genug, in Gesenken vorgeschmiedet wurden. Im Guße würden diese Dinge allerdings schneller und gleichmäßiger gefertigt werden können, es würde ihnen aber die nöthige Zähigkeit mangeln und sie würden beim Gebrauche springen, ja sich nicht einmal ausarbeiten lassen. Dieser Umstand führte auf die Idee, solche Gegenstände zu gießen und nach dem Guße auf eine Stufe des Kohlenstoffgehaltes zu versetzen, welche eine mechanische Bearbeitung zuläßt und ihnen die nöthige Zähigkeit gibt, — mit anderen Worten, das Eisen in ihnen weich zu machen und in Schmiedeeisen zu verwandeln. Die ersten derartigen Versuche im Großen machte Frederiks, der Direktor der Gewehrfabrik in Lüttich, Val Benoit, nach dessen Angabe mehrere solche Gegenstände, unter Anderem auch Theile des Gewehrschlosses, Kugelformen und dergleichen verfertigt wurden, und machte aus seinem Verfahren gar kein Geheimniß. Frankreich und Deutschland haben dasselbe nun wieder aufgenommen und behandeln es, sonderbarerweise, fast als ein Geheimniß. Es stellt sich nun die Frage, was eigentlich nothwendig ist, um diese Verwandlung des Gußeisens in Schmiedeeisen herbeizuführen. Gußeisen enthält bekanntlich viel Kohlenstoff, Stahl weniger, Schmiedeeisen, streng genommen, gar keines. Stahl kann man aus Schmiedeeisen bereiten, indem man demselben durch Zämentation (Einsetzen) Kohlenstoff zusetzt und diese Vereinigung dadurch gleichmäßiger macht, daß man denselben mehrfach überschmiedet (Raffinirter Stahl), oder umschmilzt (Gußstahl). Merkwürdig ist bei dieser Zämentation, daß die Kohle, welche doch eigentlich kein flüchtiger Körper ist, dennoch das Eisen chemisch durchdringt und zwar auf eine sehr bedeutende Tiefe hinein; es scheint also, daß bei der Zämentation irgend ein Gas gebildet werde, welches den Träger des Kohlenstoffes abgibt und es ist wahrscheinlich, daß dasselbe durch Umwandlung der in den Zämentirbüchsen mit eingeschlossenen atmosphärischen Luft in Kohlenoxydgas entstehe, eine Vermuthung, welcher das neue englische Zämentirverfahren mit Kohlenwasserstoffgas in verschlossenen Büchsen entspricht. Der Gegensatz eines Zämentirverfahrens muß nun stattfinden, sobald man Gußeisen in Schmiedeeisen verwandeln will. Es kommt hier darauf an, dem Eisen seinen Gehalt an Kohlenstoff so viel als möglich zu entziehen, und man muß dasselbe mit einem Körper einsetzen (uneigentlich zämentiren), welcher dies zu thun im Stande ist. Dazu wird am besten sich ein solcher eignen, welcher viel Sauerstoff enthält und dessen Wirkung man in der Gewalt hat. Man wählt dazu, um jeder Verunreinigung des Eisens vorzubeugen, das Eisenoxyd selbst, indem man das Gußeisen mit solchem in die Zämentirkästen bringt. Noch kürzer wird man zum Ziele gelangen, wenn man die Gußform selbst aus Eisenoxydpulver bestehen läßt oder doch mindestens einen Formsand wählt, welcher sehr eisenoxydhaltig ist. Die Franzosen haben Gegenstände auf beiden Wegen erzeugt, doch zeigen die in eisenoxydhaltigen Formen gegossenen eine ziemlich rauhe Oberfläche, welche darin ihren Grund zu haben scheint, daß das glühende Gußeisen einige Eisenoxydtheile in der Form geschmolzen habe, die sich dann auf dem Gußstücke festsetzten. Dieser Umstand thut jedoch der nachherigen Bearbeitung durchaus keinen Eintrag. Bei uns dürfte der Rotheisenstein sich zu solchen Formen sehr gut eignen, da er sich eben sowohl beim Sandguß, wie beim Lehmguß vollkommen mit dem Formenmaterial verbindet. Von Seiten der polytechnischen Gesellschaft in Leipzig sind neuerdings Versuche mit der Bearbeitung solcher gegossenen Gegenstände, sowohl aus Paris, als aus Berlin, gemacht worden und es hat sich gefunden, daß z. B. Wagenringe sich vollkommen, wie die geschmiedeten, ausarbeiten und auf alle Weise appretiren ließen. Die Gegenstände ließen sich kalt bis zur feinsten Schneide hämmern, ohne zu springen, ein Zeichen, daß sie vollkommen kohlenstofffrei waren, und Getriebe für Großuhren, aus diesem Eisen gefertigt, ließen nicht allein eine vollkommen bequeme Bearbeitung zu, sondern ihr Gang auf Messing war auch besser, als der von gußeisernen Getrieben. Auch mit der Härtung waren Versuche gemacht worden und ein aus diesem Eisen gefertigter Bohrer eignete sich ganz gut zum Bohren in Messing, für Eisen aber wurde er nicht hart genug, obgleich der Bohrer auf der Bruchfläche allerdings ein stahlartiges Korn zeigte. Es wäre zu wünschen, daß diese Versuche mehr ins Große getrieben würden, doch scheint außer den rheinischen noch kein deutsches Hüttenwerk darauf eingegangen zu sein.

(Gew. Z.)

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Bekanntmachung.

Die Anfertigung und Anlieferung der zur vollständigen Einrichtung des neuen Land- und Stadt-Gerichtsgebäudes in Laasphe erforderlichen Inventarienstücke, bestehend aus Tischen, Stühlen, Schränken ꝛc. und veranschlagt zu 466 Thaler 1 Sgr. 6 Pf., soll

am Mittwoch, dem 8. Juli d. J.,

Vormittags 9 Uhr, in der Wohnung des Gasthalters Herrn Hofmann zu Laasphe öffentlich wenigstfordernd verdungen werden. Unternehmungslustige werden hiervon mit dem Bemerken in Kenntniß gesetzt, daß der Kostenanschlag und die Bedingungen am Tage vor dem Verdinge in dem Hofmann'schen Gasthause eingesehen werden können.

Siegen, den 25. Juni 1846.

Der Königliche Bau-Inspektor
(108) Althof.

GRAISSE D'OISEAU,

à Flacon ⅔ Rthlr.

Dieses in neuerer Zeit in Frankreich entdeckte Mittel wirkt so außerordentlich auf das Wachsthum der Haare, daß bei fortgesetztem Gebrauch sogar bei älteren Leuten ein kräftiger Haarwuchs wieder hervorgebracht wird.

Noch überraschender ist die Wirkung bei jüngeren Personen, das jetzt so häufig vorkommende Ausfallen der Haare hört sofort auf, binnen Kurzem entsteht eine Fülle junger Haare, und nach Verlauf weniger Monate wird Jedermann, der dieses ganz reine, durchaus unschädliche Mittel gebraucht, sich des üppigsten Haarwuchses erfreuen.

In Siegen allein zu haben in der Expedition dieses Blattes. (109)

Bei André in Offenbach ist erschienen:

Verzeichniß von Musikalien **zu bedeutend herabgesetzten Preisen.**

80 Seiten. Gratis.

Sowohl dieses Verzeichniß, als die Musikalien werden besorgt von W. Friedrich's Buchhandlung in Siegen und der Friedrichschen Buchhandlung in Wiesbaden. (110)

Bei **F. Kuhnt in Eisleben** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben, in Siegen in Whlm. Friedrich's Buchhandlung, in Wiesbaden in der Friedrich'schen Buchhandlung:

Feierabendstunden.

Blätter zur Belehrung und Unterhaltung für Stadt und Land.

Jahrgang 1846 März bis Mai.
Preis pr. Vierteljahr 10 Sgr.

Diese Monatsschrift wird sich durch interessante und gediegene Aufsätze besonders auszeichnen und durch belehrende Mittheilungen, Novellen, Erzählungen, Reiseberichte ꝛc. sich bemühen, dem Leser sowohl eine angenehme und belehrende Lektüre zu verschaffen, als auch durch seinen gediegenen und freisinnigen Inhalt manches viel theurere Blatt entbehrlich machen. (111)

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen; in Siegen durch W. Friedrich's Buchhandlung, in Wiesbaden durch die Friedrich'sche Buchhandlung:

Gesammelte

Volksschriften

von

Heinrich Zschokke.

Für Volksbibliotheken und Lesevereine zu Stadt und Land.

Ein Band von 18 Bogen in gr. 8. Preis 14 Sgr. oder 42 kr.

Obige Sammlung enthält die vier Volksschriften: **Goldmacherdorf, Meister Jordan** oder **Handwerk hat goldenen Boden, Spruch und Schwank des alten Botenmannes,** und die **Branntweinpest** von dem allverehrten Verfasser. Ueber den Werth dieser Schriften, als eigentliche Volksschriften, kein Wort; Deutschland und die Schweiz haben ihr Urtheil darüber auf unzweideutige Weise ausgesprochen; mehrere derselben sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt und genießen dort denselben Ruf, wie hier. Da von verschiedenen höchst achtbaren Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Ausgabe dieser Volksschriften so zu veranstalten, daß sie den weniger bemittelten Ständen zugänglicher gemacht und durch Vereine auf deren Verbreitung unter dem eigentlichen Volke gewirkt werden könne, haben sich Verfasser und Verleger in uneigennütziger Absicht zu der vorliegenden wohlfeilen Ausgabe verständigt. Vereine zur Verbreitung nützlicher Volksschriften oder einzelne Volksfreunde, welche sich entschließen, dieses Buch in größerer Anzahl unter dem Volke zu verbreiten, mögen sich wegen möglichst billig zu stellenden Partiepreisen direkt an den Verleger wenden. (112)

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung ist erschienen, vorräthig in Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen und in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, sowie durch alle übrigen Buchhandlungen zu beziehen:

Wörterbuch (113)

zu

Luther's Bibelübersetzung,

oder

Erklärung der darin vorkommenden veralteten, dunkeln und bedeutenderen fremden Wörter.

Von **Dr. F. A. Beck.**

Mit eingestreuten etymologischen und grammatischen Anmerkungen.

80 Seiten. 8. Preis 7½ Sgr.

Bato. (114)

Blumenlese holländischer Gedichte

von **Dr. L. T. Troß.**

Mit einer Zugabe von van Senden.

8. geh. Preis 22½ Sgr.

Im Verlage von Adolph Müller in Brandenburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen, in Siegen durch W. Friedrich's Buchhandlung, in Wiesbaden durch die Friedrich'sche Buchhandlung zu beziehen:

Friedrich's des Großen Leben, Thaten und Charakter. Geschildert von **Dr. C. Hense.** Neue Ausgabe. 1844. 11½ Bogen. Elegant gedruckt und geheftet. Preis ⅓ Rthlr. (115)

☞ Dieses anspruchslose Werk empfiehlt sich besonders durch seine klare Darstellung, die Nichts unbeachtet läßt, was aus dem Leben des großen Königs für den Nichtgelehrten wichtig und interessant ist. Der Preis ist ein äußerst billiger.

Pariser Zahnkitt,

vortreffliches Mittel zur Erhaltung schadhafter und hohler Zähne. Auf die leichteste Weise kann man damit jeden hohlen Zahn schmerzlos auskitten und denselben gleich gesunden Zähnen auf lange Jahre erhalten.

Das Etui 1 Rthlr.

Vorräthig in der Exp. d. Bl. (116)

Aecht Engl. Gichtpapier,

(117) das Blatt zu 2½ Sgr.

Vorräthig in der Expedition dieses Blattes.

Niederlage

des ächten Kölnischen Wassers

von

C. F. MARIA-FARINA

in Köln. (118.)

Preise	per Flasche Sgr.
Eau de Cologne, 1ª Sorte, in grössten grünen Flaschen . . .	10
In halben Flaschen	5
In weissen Toilette-Flaschen	10
Eau de Cologne double, in grössten weissen Korb-Flaschen . .	17½
In weissen Toilette-Flaschen mit Gold-Etiquettes . . .	12½

Zu obigen Fabrik-Preisen ist dies ächte Kölnische Wasser zu beziehen aus der Niederlage bei der Expedition des Deutschen Bürgerblattes.

(Briefe und Gelder werden franco erbeten.)

Course der Geldsorten

am 27. Juni.

	Rthl.	Sgr.
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	18
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20
Napoleonsd'or (Zwanzigfrankstück) . .	5	13
Französische Kronenthaler	1	16¾
Brabanter Kronenthaler	1	16
" " halbe	—	22½
" " viertel		11¼
Fünffrankenthaler	1	10

Nebst einer literarischen Beilage.

Druck und Verlag der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen.